

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 50

Artikel: Das Orakel
Autor: Zopfi, Sam
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS ORAKEL

Von Sam Zoppi.

Fräulein Melanie Dubois, fünfunddreissigjährig, von Beruf Inhaberin einer Geschäftsfiliale mit Gewinnbeteiligung, Fixum und Erlaubnis, gewisse Waren auf eigene Rechnung führen zu dürfen, beliebteste Verkäuferin des ganzen Quartiers, Mitglied zweier Chöre, an sich genommen einfach das Ideal einer sanftmütigen Frau, stand vor einer schweren Wahl. Da hatte sie nun gewartet und gewartet und die vielen Jahre hindurch war keiner gekommen, der sie heiraten wollte, oder wenigstens keiner, der es ernst meinte, und ausgerechnet jetzt, als sie sich den Weg selbst verbaut hatte, erschien der reife Mann mit dem entschlossenen Willen, der sie ohne Umschweife zur Frau begehrte. Alles war vorhanden, um eine glückliche Ehe zu begründen, von den materiellen Dingen, die ihr Herr Hans Huber, Geschäftsführer eines grossen Kolonialwarenhauses, zu bieten hatte, nicht zu sprechen. Und dennoch, es ging nicht. Melanie Dubois hatte sich den Weg verbaut, und sie hatte nicht den Mut, Herrn Huber zu sagen, auf welche Weise sie dies getan.

Es war eine recht einfache Sache. Melanie hatte einen Vater, einen Unglücksraben von einem Vater. Machte der Mann in seinen alten Tagen Konkurs, nachdem er ein Menschenalter als wohlhabender Futtermittelhändler gegolten, wurde fast von einem Tag auf den andern armen-genössig, und war genau so überflüssig und verstossen, wie er kurze Zeit vorher beliebt und begehrt gewesen. Die Gemeinde musste sich des alten Herrn annehmen, die Vormundschaftsbehörden forderten von seinen Kindern Verwandtenbeiträge und drohten, den Hilflosen in die grosse Armenanstalt abzuführen, wenn ihn keines seiner Kinder bei sich haben wolle. Melanie war die einzige Tochter, die nicht reich verheiratet war. Sie stand fast auf den Kopf, als ihre Schwestern der Reihe nach beteuerten, keinen Platz für den Vater zu haben. Dass auch die Brüder keinen Platz hatten, wunderte sie weniger.

Es war ihr klar: An ihr, der Unverheirateten, war es, dem zerbrochenen Vater einen Unterschlupf zu gewähren. Sie studierte über den Sinn der Fügung, dass sie keinen Mann gefunden. „Darum“, so sagte sie zu sich selber, „darum habe ich keinen finden dürfen, weil die Aufgabe auf mich wartete, die Aufgabe an meinem Vater...“

Diese Aufgabe aber war schwer. Denn der alte Dubois konnte seine Gewohnheiten nicht ablegen. In den langen Jahren seiner Geschäftstätigkeit war ihm das tägliche Wirtshaussitzen zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden. Er musste seine Schoppenbrüder sehen, musste seine Karten mischen, seinen Burgunder schlürfen, seine Zehnerzigarren rauchen können. Dann war er ein zufriedener Mann, der nicht einmal seiner Rheumatismen wegen viel klagte. Das Geheimnis seiner Beliebtheit und das Geheimnis seines Bankrotts hingen aufs engste mit diesem Wirtshausleben zusammen. Dubois war gutmütig, gutherzig, gutlaunig, konnte erzählen, trank niemals „bösen Wein“, übertrieb sein Schöppeln nie, kehrte höchstens jede Woche einmal mit einem leichten Räuschlein heim und gab sich alsdann noch liebenswerter als gewöhnlich, noch witziger und noch seelenvoller, wenn man so sagen darf. Einst brachten ihm diese guten Eigenschaften die besten wünschbaren Geschäftsbeziehungen. Später liessen sie ihn gemächlich auf dem erworbenen Wohlstande ausruhen, bis es zu weit gegangen und einige schlechte Jahre den Grund zum Wanken brachten. Und als es nun so weit gekommen, da genügte die Gutartigkeit nicht, um den Wagen aus den verfahrenen Wegen herauszulenken. Die Geselligkeit ersetzte den harten

Willen nicht, der ihm fehlte. Sachte, ohne Lärm glitt er dem Ende zu, und es passte nur zu seinem bisherigen Dasein, dass ihn die Tochter, als er stürzte, sanft auffing.

So sanft, dass sie es nach einem Jahre bereute. Denn das liebe Geld, das ihr Vater im Wirtshaus brauchte, nahm fast genau die Hälfte ihres Einkommens weg. Ein alter, gutherziger Futtermittelhändler kommt vielleicht nie auf den Gedanken, was drei oder vier Franken täglich von der Besoldung einer kleinen Filialeiterin mit kaum mehr als zweihundert Franken monatlichem Fixum wegfressen. Einem gutgehenden Geschäft machen sie nichts aus, und er rechnete immer noch mit dem, was er vor Zeiten verdient hatte. Melanie, aber verzweifelte, schränkte sich selbst ein, verbiss jeglichen Vorwurf an den gedemütigten Mann, sagte sich, er könne gerade in seinem Unglück das Wirtshaus nicht entbehren, und zerquälte ihr Gehirn nach Auswegen. Besonders bitter war ihr der Gedanke, dass sie ihrem Freier möglicherweise den Vater vorgestellt und zugemutet hätte ohne seine Wirtshausgewohnheiten. Dass er so viel brauchte, zerstörte jedoch die letzten Möglichkeiten.

In ihrer Seelennot suchte Melanie Dubois bei andern Leuten Rat. Eine ihrer besten Freundinnen lachte sie aus. Natürlich musste sie diesen Mann heiraten. Der Vater kam privat irgendwo unter und wenn die ganze dicke Verwandtschaft ihre Pflicht tat, konnte der Mann leben, ohne dass man ihn im Armenhaus versorgte. Melanie war nicht überzeugt. Ein Vater war ein Vater und kam nicht irgendwo unter. Sie zürnte der Freundin, die nicht zu fühlen schien, warum es ging. Und sie suchte einen Pfarrer auf, den sie seiner Predigten wegen schätzte. Der Pfarrer machte ein ernstes Gesicht und sagte, die Wahl sei ganz gewiss nicht leicht. Wenn ihr Gewissen ihr sage, zuerst komme der Vater, dann erst ihre eigenen Wünsche, dann dürfte sie nicht gegen ihr Gewissen handeln.

Melanie Dubois schüttelte traurig den Kopf. Ihr Gewissen sagte ihr, der Vater habe ein Recht auf sie, aber es sagte nicht, dass er zuerst komme. Wenn sie genau hinhörte, erlaubte ihr die Stimme in der eigenen Brust, die nach der Auslegung des Pfarrers untrüglich war, auch an sich selber zu denken und sprach ihr ein *Recht* auf sich selber zu. Ueberdies klagte es den Vater an, bequemlich und träge dahinzuleben und keine Ahnung von seiner Tochter zu haben, wie dankbar er auch zu sein schien.

Sie nahm sich also ein Herz und fragte den Vater, was er sagen würde, wenn sie heiraten könnte und er in eine Pension ziehen müsste. Weiter sprach sie nicht, denn der alte Mann begann still vor sich hin zu weinen. Erschüttert stand sie da und war noch mehr gefesselt. In ihrer grössten Ratlosigkeit aber fand sie auch den Mut, einen Entschluss zu fassen und alles auf eine Probe ankommen zu lassen. Ja, sie wollte ihn fragen, ihren Hans Huber. Wenn er hart war und entschied: Ich oder dein Vater, wenn er leichtsinnig wie ihre Freundin urteilte, dann hatte sie sich in ihm getäuscht, und es war des Himmels Wille, dass sie ledig blieb.

Hans Huber machte grosse Augen, als er ihre Frage vernahm. Er lachte trocken. „Also deswegen hast du nicht Ja gesagt? Deines Vaters wegen? Das schreiben wir dir auf die Haben-Seite! Dein Vater kommt zu uns, das ist doch klar. Und wenn ich ihm eine Arbeit übertrage, schränkt er vielleicht sein Schöpplein ein. Wichtig ist das aber nicht. O du gute Seele!“

So antwortete das Orakel der guten Melanie Dubois und erst jetzt wusste sie, wie glücklich sie sei und wie wertvoll der Mann, der sie zur Frau begehrte.